

# Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **58 (1978)**

Heft 4

PDF erstellt am: **07.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## DER WORTGEWALTIGE AUSRUFER

Gerold Späth ist seit seinem Erstling «*Unschlecht*», der 1970 wie ein Meteor einschlug – und nichts von seiner Frische eingebüsst hat –, immer wieder als helvetischer Rabelais und Nachfahre Jean Pauls bezeichnet, auch zum Erneuerer des barocken Schelmenromans gestempelt worden. In «*Die heile Hölle*» (1974) versuchte er aus diesem Schema auszubrechen, das weitläufige Fabulieren aufzugeben zugunsten konzentrierter Kleinkunst, in Abwandlung eines Wortes von Jean-Paul Sartre aus «*Huis Clos*»: «*L'enfer, c'est les Autres.*» Mit dem neuen Roman «*Balzapf oder als ich auftauchte*<sup>1</sup>» ist Späth zum bekannten Erzählmuster und zum vertrauten Rapperswiler Kleinstadtmilieu zurückgekehrt, in dem der Seebube Johann Ferdinand Unschlecht sein faunistisches Unwesen treibt. Der Name ist im «*Unschlecht*» vorgeprägt, als der Pilzmüller den Insel-Bewohner verflucht: «*«Huerebueb! Verdammte Säucheib ... Schnuderzapfe!»*» Auf ähnlich unzimperliche Weise kommt Urgrossvater Tobi zu seinem Übernamen – «*Du saufrecher Arschzapfen!*» –, als er im Mostkeller seines Onkels ein Fass ansaugt, und «*Zapfen*», die immer obenauf schwimmen, sind seine Nachfahren geblieben bis in die vierte Generation zu Balthasar, Balz Zapf, kurz Balzapf genannt.

Rapperswil heisst in dreifacher Verunglimpfung «*Spiessbünzen, Molchgülden, Barbarswil*», als Stadtwappen

schämt sich ein goldenes Feigenblatt auf blütenweissem Grund. Schon hier fällt auf, dass Späth mit dem Stilmittel der krassen Übertreibung arbeitet: Redundanz (Wiederholung bekannter Informationen) im Sinne der Steigerung. Dies ist die Erzählhaltung des Fluchenden – in drei Teufels Namen –, des «*Ausrufers*», der ständig aufbegehrt ob soviel kleinstädtischer Borniertheit der «*Normalverklemmten*», der «*Dreistbiederbarbaren*». Die direkt Betroffenen werden sich fragen: Geben wir denn Anlass zu solcher Rage? Natürlich hängt es in erster Linie mit der Ortsvertrautheit des Autors zusammen, dass sich Späth gerade auf dieses Sujet stürzt: Rapperswyla erhält Modellcharakter, die Groteske übersetzt Realität in Fiktionalität.

Im Kapitel «*Marktaufzug*» im Vierten Buch wird ein ganzer Katalog von Spiessbünzener Originalen vorgestellt: der «*Feldbach-Stäfner*», der als Bahnhofsvorstand zwangspensioniert werden musste, weil er der Versuchung nicht widerstehen konnte, den Orientexpress über allerlei Umwege ein paarmal in den Barbarswiler Sackbahnhof zu dirigieren; der Dauerselbstmörder «*Gottfried Tanner*», ein ausrangierter Stuntman, der als Double grosser Filmstars in Hollywood Karriere gemacht hat und nun mit seinen 73 Jahren bald da, bald dort an einer Dachtraufe oder Astgabel herumhängt, um sich in Form zu halten; oder der Fabrikschreiner «*Emil*

*Zimmerer*», der entdeckt hat, dass er als Versicherungsrentner von ein paar abgefrästen Fingern besser leben kann als von seinem Broterwerb. Das sind, nach Späth, «*nur ein paar hundskommun-normale Barbarswiler Beispiele, die mir ohne langes Kratzen über den Weg gelaufen sind*». Ein Sammelsurium von Käuzen und Schläulingen: «*Narren, meine Freunde!*» Für den Romanaufbau bleibt nicht folgenlos, wie hier der Begriff der Normalität gehandhabt wird: «*hundskommun-normal*» ist, wer und was in grotesker Weise aus dem Rahmen fällt. Wenn aber pausenlos eine Kuriosität die andere übertrumpft, wirkt mit der Zeit farblos, was grell gemeint war, weil der neutrale Hintergrund fehlt. Aus dem Rahmen kann nur fallen, was einmal in einem Rahmen gehangen hat.

Gerold Späth erzählt in vier Büchern die abenteuerlichen Lebensläufe von vier Generationen Zapf: Tobi, Geri, Beni und Balz Zapf, der als städtischer Bademeister und Ausrufer am Schluss zum Chronisten wird. Allen gemeinsam ist das «*gewisse Zapfsche Etwas*», eine Sondermischung aus Überpotenz und Bauernschläue, die Stehaufmännchen-Fähigkeit des simplizianischen Helden. Gemeinsam ist ihnen eine absonderliche Geburt und die Elternlosigkeit. Der Urgrossvater Tobi, mit den Zigeunern aus Süddeutschland eingewandert, erlebt sogar eine Wiedergeburt: Ananita, die «*Dicke Berta*» in Jakob Busers Kuriositätenschau, niest ihn auf dem Fischmarktplatz zur Welt und hängt damit den Molchgüllenern die Zapfen-Plage wie einen Schnupfen an. Ein Späth-Motiv von unverwechselbarer Originalität, im altertümelnden Journal-Stil vorgebracht. Tobi Zapf macht seinem Übernamen Ehre, indem

er Dachstühle baut und das Gebälk kunstgerecht «*verzapft*». Der Autor spielt immer wieder mit der Polyvalenz dieses Wortes, so etwa, wenn er vom Schlossbergwein sagt, dass er «*anständig etikettiert und verzapft als Wundertrank unters Volk zu bringen*» sei und dabei auch an sein eigenes Elixier denkt; so an der Stelle: «*es wird in dergleichen Fällen immer allerlei vom Mensch und vom Tier durcheinandergebracht und frischweg verzapft.*» Die umgangssprachlich despektierliche Form von «*erzählen*» heisst eigentlich: Unsinn von sich geben, ohne ausreichenden Erzählanlass.

Damit Dachstöcke gebaut werden können, müssen die alten niederbrennen, und dafür sorgt Tobias mit seinen Spezialzündhölzern nach dem Motto: «*Gut gebrannt ist halb geplant.*» Auf das Rathaus hat er's abgesehen, und da im klirrkalten Winter gelöscht werden muss, kommt zum Feuerschaden ein tüchtiger Eisschaden hinzu. Das darauf folgende Aufrichtefest des Spiessbünzener Stadtrates im Feuchten Fisch zu Wollerau ist eine jener typischen Orgien, die diesem von Einfällen überschäumenden Buch das Gepräge geben. Ein Hochzeitsmahl an anderer Stelle weist Gerichte auf wie Froschlaich, geräucherte Kuheuter, Seegrassalat und Saumägen. Die Parallele zum Roman «*Der Butt*» von Günter Grass drängt sich auf, auch was die Verknüpfung des Klerikalen mit dem Sexuellen betrifft. Der zweite Zapf, Gerassim, wird von einem Zigeunermädchen im Nonnenkloster in den Wyden geboren, und zwar, was die Verwirrung vollkommen macht, sieben Jahre vor der Nasenniederkunft der Dicken Berta. Auch dies gehört zum Stammbaum der Pikaros: eine verwirrende Überkreuzung

der Generationen. Geri entwickelt sich zum Klosterschreck und zur abnormen Körpergrösse von zwei Meter dreissig. Das Haus der löblichen Franziskanerinnen wird in ein Bordell umfunktioniert, der «*Beichtspiegel*» umfasst unterschiedliche Tarife für Viertelstund- und Halbstund-Sünden mit Zuschlägen für arabische oder indische Schwestern. Auf Pump kann nur in den Beichtstuhl kriechen, wer ein Pfand hinterlässt, so dass sich mit der Zeit im Hurenhof in den Wyden allerhand Kirchenschätze ansammeln.

Beni Zapf schlüpft aus einer Vollnovizin, die sich wie eine Raupe verpuppt hat. Im Gegensatz zum Riesen Geri bleibt er im Zwergenstadium stecken, wiewohl er von der städtischen Amme Louise Curti durch die ersten Lebensjahre gelobt wird. Diese Curti ist eine typische Karikatur nach Art der Spiessbünzener Originale: «*Dick war sie übrigens auch, die Louise, sehr dick. Und sehr mild und ganz Milch, sozusagen, eine unerschöpfliche Brente.*» Unten steht als Fussnote für deutsche Leser: «*Brente: alem. für Milchgefäss.*» Die Universität Spiessbünzen wird gegründet, an der als einziger Student Benjamin Zapf immatrikuliert ist. Er wendet sich den Naturwissenschaften zu, die er schon bei den Zigeunern studiert hat, wird Naturheilarzt, Bakterientöter und ein dubioser Erfinder: vierfacher Doktor. Es heisst, er beherrsche die «*Mathenomie. Biomatik. Chem- und Chelmogie. Astroik. Phymie*», um nur ein paar Schwerpunkte zu nennen. Die ätzende Satire auf das wissenschaftliche Zeitalter und das Fachidiotentum gipfelt in Errungenschaften wie «*Bazillenschleudern*» und Forschungsprojekten über «*Letzte Dinge*».

Die Frage ist nur: Wie will ein Erzähler, der sich in den Büchern über die kuriosen Ahnen dermassen verausgabt, noch zum Ich vorstossen, das der Titel ankündigt? Gewiss mag es in der Absicht des Autors liegen, dass für Balz, der vorübergehend mit Altmetallen handelt und der seinen Grossvater insofern kopiert, als er ein Platten-Geschäft in einen Porno-Shop und diesen in ein Geheimbordell umwandelt, zuletzt nichts anderes übrig bleibt als das Amt eines städtischen Ausrufers, wiewohl es – eine Parallele zur pejorativen Bedeutung von «verzapfen» – in Barbarswil nichts zu proklamieren gibt. Damit unterstreicht Späth die Narrenrolle seines Erzählers, der vorschlägt: «*Einen Laternenanzünder brauchen Sie nicht?*» Er möchte den Dreistbiederbarbaren ein paar Lichter aufstecken, und er verabschiedet sich, dem «*Kriegsbericht No. 1*» zufolge, mit einem gewaltigen Aufruhr «*unter Anrichtung noch nicht überschaubarer Schäden an Immo- und Automobilen, Einwohnern und so fort*». Aber das drohende «*als ich auftauchte*» wird im Vierten Buch erzählerisch nicht umgesetzt, man wartet vergeblich auf die Streiche eines Unikums vom Typus Unschlechts, der als Selbstzitat durch die letzten Kapitel geistert. Die Genealogie hat den Helden verschluckt. Oder aber man liest «Balzapf» als die Abenteuergeschichte eines gewaltigen «*Sirachers*» in vierfacher Inkarnation. Die Anlage befriedigt so oder so nicht ganz, weil die Steigerungsmöglichkeiten des Ausgefallenen begrenzt sind.

Für die kompositorischen Mängel wird der Leser jedoch entschädigt durch einen unerschöpflichen Sprachreichtum, über den nur der Vollblutepiker verfügt. «Balzapf» ist eine wahre Fundgrube

für den stilistisch interessierten Rezipienten. Bewusst eingesetzte Pleonasmen wie das Doppeladjektiv «*spartasketisch*», Wortspiele wie «*April kommt. Krokuspokus*» oder «*Stadt der Fahn-Atiker*» (für das permanent beflaggte Barbarwil). Das Gesicht eines Kaplans mit schwangerer Soutane wird zum «*gehetzten Mehlspeisgesicht*». Man findet zuhauf veraltete Ausdrücke wie «*sich suhlen*». Häufig kommen Sätze vor, in denen das Verb durch verschiedene Lokaladverbien mehrfach umgedeutet wird: «*Die Mannen schiessen unter ihren warmen Decken hervor und in die kalten Hosenröhren hinein und in die Nacht hinaus.*» Der Effekt ist eine zeitrafferähnliche Stummfilm-Bewegung. Dann mehrgliedrige Komposita wie «*Sehrbitterkaltwinternacht*» oder «*Vanillerdbeerzitrokoladeamstiel*». Dialektausdrücke wie «*windsch*» für windchief. Und natürlich verfügt Späth über den ganzen Sprichwort- und Zitatenschatz, wenn er von Geheimnissen spricht, «*von denen der Mensch besser die Finger lasse, damit ihm nicht der ganze Arm verdorre*». Die Metaphern werden bewusst ironisiert, als solche blossgestellt: «*Weil seine Mutter, um diesen Vergleich vorbeihinken zu las-*

*sen, auch nur ein trockenes Brännlein war ...*» Träfe Verben: eine Klosterkuh wird in die Vorratskammer «*hinübergewurstet*». Die Namengebung entspricht dem karikativen Aufbau der Figuren: «*Totenruh*» heisst ein Chronist, «*Magdalena Räuchlin-Quitt*» eine rechthaberische Witwe. Ganze Wortfelder werden ausgebreitet, so etwa ist Beni verschrien als «*Quacksalber, Gesundheitsbeter, Kurpfuscher, Beutel-, Quer- und Ver- und Einschneider*». Synonymische Redundanz, gewiss, doch der Zorn des «Ausrufers» – umgangssprachlich heisst das Wort «*protestieren*», «*fluchen*» – legitimiert sie.

Von einem Buch sagen zu können, es sei von der ersten bis zur letzten Seite ein Lesevergnügen – auch wenn der Erzählanlass den Aufwand nicht immer rechtfertigt –, ist, so meine ich, doch eine Qualität, die hierzulande, in unserer zum Puritanismus neigenden Literaturkritik, zu oft übergangen wird.

*Hermann Burger*

<sup>1</sup>Gerold Späth, Balzapf oder als ich auftauchte, Roman, Verlag Die Arche, Zürich/S.-Fischer-Verlag, Frankfurt am Main 1977.

## VIAGGIO PROVVISORIO

*Marcello Ceccarelli* ist seit 1961 Ordinarier für Physik, zunächst in Padua, dann in Bologna. Unter seiner Leitung entstand 1962 das Radioteleskop Croce del Nord bei Medicina (Bologna). Kein Wunder, dass er kaum Zeit hatte, sich näher mit gelegentlichen neurologischen

Komplikationen abzugeben, die vor zwanzig Jahren mit Sehstörungen einsetzten. Immerhin: «*In Pisa habe ich einen Vetter, der Okulist ist, und ich beschloss, mich untersuchen zu lassen. Ich dachte, es werde sich lediglich um eine Untersuchung der Augen handeln, und so*



*war ich ziemlich verlegen, als mich ein anderer Professor bat, ich solle mich ganz ausziehen. Verlegen, weil ich einen schmutzigen Slip trug und keineswegs daran gedacht hatte, ich müsse einen frischen anziehen.»*

Das Ergebnis der neurologischen Untersuchung ist die vage Diagnose <Neuropathie>: *«Viele Jahre später erfuhr ich aber, dass mein Vetter gleich den Verdacht geschöpft hatte, es könne sich um ein Anfangssymptom der Multiplen Sklerose handeln, aber dass er es nicht gesagt hatte, weil er keine mögliche Behandlung kannte.»* Um so besser, meint Ceccarelli. Vielleicht hätte er sonst nicht mit gleicher Energie die Suche nach einem Standort für das Teleskop betreiben und die verwaltungstechnischen Schwierigkeiten bewältigen können. Aber dann kann er eines Tags fast nicht mehr sprechen. Eine Nacht mit Atemschwierigkeiten war vorausgegangen. Die Reaktion Ceccarellis ist typisch für sein Verhalten der Krankheit gegenüber: *«Die Störung machte mich eher neugierig als dass sie mir Sorgen bereitet hätte.»* Ein Zufall gibt ihm sogar die Möglichkeit, einen Ertrinkenden zu retten. *«Es ging alles bestens. Mit Ausnahme des Sprechens. Nach drei Minuten musste ich immer aufhören. Aber ich bin eher schweigsam, und es freut mich fast, dass ich eine legitime Gelegenheit zum Stillsein habe.»* Ceccarelli erinnert sich nicht ohne Belustigung an diese Zeit ratlosen Herumtapens in Dingen, die er bis dahin nicht durchschaute. Es gelang ihm noch, gelegentliche Symptome wie lästige Insekten wegzuscheuchen: *«Ich hatte anderes zu tun. Eine Unmenge zu tun. Die organisatorische Maschinerie für den Bau des Radioteleskops hatte angefangen,*

*sich in Bewegung zu setzen ...»* Aber dann beginnt der unerbittliche Vormarsch der Krankheit, und nun fängt der mit medizinischen Fragestellungen von Kind an vertraute Arztsohn Ceccarelli an, Hypothesen über die Ursachen seiner Krankheit aufzustellen und ohne jede Illusion und mit einer an Dr. Rieux in Camus' *«Pest»* erinnernden Hartnäckigkeit über die Möglichkeit einer Therapie nachzudenken. Er sammelt Informationen über die Krankheit, stellt ihr nach, stößt sie auf, wo immer er einen ihrer Schlupfwinkel vermutet: *«Vielleicht war der erste Feind jene Maserninfektion, die ich mit fünfzehn Jahren hatte. Heute sind sich alle über die Tatsache einig, dass die Multiple Sklerose auf eine falsche Immunreaktion zurückgeht.»* Wahrscheinlich ist diese Überzeugung vom medizinischen Standpunkt aus nicht ohne weiteres haltbar, aber das Faszinierende für den Leser des *«Viaggio provvisorio»* bleibt die argumentative Entschlusskraft Ceccarellis, die Gegenargumente vom Tisch fegt und sich durch ein Gestrüpp von Thesen und Mutmassungen einen Weg bahnt, um vielleicht dem Rätsel der Krankheit auf die Spur zu kommen<sup>1</sup>. Auch wenn es Inkompetenz in medizinischen Fragen verbietet, Ceccarellis Überlegungen ausführlich zu referieren oder zu kommentieren, so bleibt doch der <casus> und seine Implikationen ständig durchschaubar. Der Verfasser der Krankengeschichte – das wird immer wieder deutlich – ist identisch mit dem Autor des Buches *«Una betulla per Pio»* (Eine Birke für Pio), in dem er vor Jahren seine Tochter mit grossem pädagogischem und didaktischem Geschick in Fragen der Physik einzuweihen suchte. Ceccarelli ist ein Mann, der

sich über alles klar sein muss und auch andere aufklären, informieren und an dem Ertrag seiner Nachforschungen teilhaben lassen will: *«Vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt aus gibt es einen Berg von Arbeiten (cf. zur MS), und man fängt tatsächlich an, etwas zu verstehen, aber vom therapeutischen Gesichtspunkt aus kann man sich ebenso gut wie an einen Arzt an einen Schirmmacher oder einen Gärtner wenden.»* Hier schlägt persönliche Betroffenheit um in einen kategorischen Ton, den nicht jeder Aussenstehende teilen wird. Es ist der Preis für Ceccarellis Insider-Einsichten. Entscheidend aber ist die Tatsache, dass er aus den in seinem Fall offensichtlich negativen therapeutischen Ergebnissen nicht das Recht zur Resignation ableitet. Es ist erstaunlich, was er an Informationen und Daten über die Krankheit gesammelt hat. Ceccarellis Globus ist sozusagen mit Stecknadeln vollgespickt. Zahlreiche Orte, an denen sich Einzelgänger oder Forschungsteams mit der ihn interessierenden Frage beschäftigen, sind von ihm gekennzeichnet. Das Schild *«Unbefugten ist der Zutritt verboten»* ignoriert er. Er will nicht Objekt irgendwelcher fragwürdigen Kuren sein, sondern nimmt sich die Freiheit, als betroffenes Subjekt mitzureden. Irritierend findet er die Zurückhaltung italienischer Ärzte angesichts seiner Rückfragen verglichen mit dem Entgegenkommen von Medizinern aus aller Welt.

Als zuverlässiger Beobachter registriert Ceccarelli alle ihn betreffenden Änderungen seines Zustands, den allmählichen Verlust seiner Bewegungsfreiheit und die immer deutlichere Drohung, dass er zum gesellschaftlichen Krüppel reduziert wird: *«Ich lernte auch die zwanzigjährige Simona kennen,*

*die sich ab und zu an meinen Tisch in der Bar des <Golf Hotel> setzte, wo ich meinen Kaffee trank, und wohin sie sich leider auch an jenem Tag setzte, als mir jene bereits früher beklagte peinliche Geschichte passierte, die eine sehr deutlich sichtbare Spur unterm Stuhl hinterliess.»*

Krankheit als Chiffre für unerbittlichen Verfall: wie oft ist das Phänomen in Zeiten der Décadence als Raffinement genüsslich ausgekostet worden: Bei Ceccarelli findet sich nichts mehr davon. Ereignisse werden registriert und das sie begleitende Erschrecken. Ceccarellis brillantes <curriculum vitae> wurde durch die Krankheit allmählich überwuchert. Längst ist er auf den engen Lebensraum eines Protagonisten von Beckett reduziert. Das wirkliche Ende des Buches könnte nur der Exitus seines Verfassers sein oder die Unterbrechung der Krankheit durch spektakuläre Forschungsergebnisse. Selbst zwischen Diktat und Veröffentlichung des Buches hat Ceccarelli es daher nicht versäumt, neueste Erkenntnisse, subjektive und objektive, in seinen Bericht einzuarbeiten. Das im September bis November 1975 entstandene Typoskript erhält im Januar 1976 einen Nachtrag, mit dem Hinweis Ceccarellis, er habe in der Neurologischen Klinik in Florenz unter der Aufsicht seines Freundes Gigi eine Behandlung mit «transfer factor» begonnen. Aber ein zweiter Nachtrag vermerkt am 10. März 1976: *«Es tut mir ein wenig leid, dass ich diese Seiten nicht mit dem vorausgehenden Satz beende, der einen schönen Schluss abgab. Ich habe aber noch etwas zu sagen, denn dies ist kein Roman, sondern ein wissenschaftliches Buch, von dem ich dem Verleger versprochen hatte, ich werde es bis kurz vor seinem Erscheinen auf dem laufenden halten.»*

Die Wahrheit dieses Berichts ist nicht die der Fiktion, sondern die einer Erfahrung, einer ständig überwachten und, wenn nötig, korrigierten Erfahrung. Nirgends setzt sich Ceccarelli für seine Zeitgenossen oder die heranwachsende Jugend in Pose. Und gerade darum verdient das Buch weit über die

italienischen Grenzen hinaus Beachtung.

*Johannes Höhle*

<sup>1</sup>Marcello Ceccarelli, *Viaggio provvisorio. Breve storia di un uomo, della sua sclerosi a placche e di un esperimento finora mai riuscito* (Saggi Zanichelli 24), Bologna 1976.

### SCHWEIZERISCHE VOLKSWIRTSCHAFT: EINE PROBLEMORIENTIERTE EINFÜHRUNG

Angeregt durch den Ex-Libris-Verlag und motiviert durch die offensichtlich vorhandene Marktlücke, legte Henner Kleinewefers 1974 ein umfangreiches Skriptum über «Die Volkswirtschaft der Schweiz» vor<sup>1</sup>. Die gute Aufnahme und die rasche Verbreitung, die dieses Lehrmittel nicht nur an einigen Hochschulen, sondern auch im Mittelschulunterricht fand, führten zum Projekt, daraus ein eigentliches Lehrbuch zu entwickeln. In der zweiten Hälfte 1977 publizierte Kleinewefers zusammen mit der Mittelschullehrerin und FDP-Politikerin Regula Pfister-Esslinger das 677 Seiten starke Ergebnis unter dem Titel «Die schweizerische Volkswirtschaft – eine problemorientierte Einführung in die Volkswirtschaftslehre<sup>2</sup>». Zielpublikum waren wirtschaftlich interessierte Laien, Mittelschullehrer, Studenten im Grundstudium usw.

Vom Ansatz her sollte das Buch neue Wege gehen, war doch der Anspruch von den Autoren selber sehr hoch gesteckt worden. Sie wollten zwei Lücken mit derselben Arbeit schliessen: So sollte nicht nur eine umfassende Darstellung der Volkswirtschaft der

Schweiz gegeben werden, sondern gleichzeitig auch der Bezug der Theorie der Nationalökonomie zu den praktischen Problemen hergestellt werden. Dies wiederum verlangte die Darstellung der wichtigsten Grundzüge der Volkswirtschaftslehre. Mit dieser Zielsetzung gingen die Autoren direkt und unmittelbar eines der Generalprobleme von Unterricht und Forschung in den Wirtschaftswissenschaften an.

Der hohe Formalisierungsgrad der nationalökonomischen Theorien versperrt vielen Studenten – nicht nur in den ersten Semestern – den Zugang zur wirtschaftspolitischen Praxis. Ja mehr noch – wie Hans Albert in seinem Aufsatz über Modellplatonismus darlegte, unterliegt die Nationalökonomie der Gefahr, die leicht formalisierbaren Teile möglicher Hypothesen aus ihrem Zusammenhang zu lösen und als reine Annahmen zu behandeln; Modelle werden gegen die Erfahrung immunisiert. Im Extremfall wird der Virtuosität in der Methodik und der formalen Ästhetik der Modelle ein weit grösseres Gewicht beigemessen als der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit



praktischen Problemen<sup>3</sup>. Die Bezeichnung «problemorientierte Einführung» signalisiert also ein ehrgeiziges Ziel.

Die Problematik dieses Unterfangens liegt darin, dass sich zum Teil ausschliessende Dimensionen erfasst und in derselben Arbeit miteinander kombiniert werden müssen. Was für eine Gliederung soll für das Buch gewählt werden? Die Autoren entschieden sich, «grundsätzlich vom Problem zur Theorie» vorzustossen. In der Praxis sieht dieses induktive Vorgehen wie folgt aus: Nach einer Darstellung der Geschichte sowie der Rahmenbedingungen und der Funktionsweise der schweizerischen Volkswirtschaft werden – analog dem Skriptum – die Voraussetzungen für die Produktion (Boden, Arbeit, Realkapital, Energie usw.) und das Produktionsergebnis behandelt. Abschliessend folgt ein Überblick über die Gegenwarts- und Zukunftsprobleme der schweizerischen Volkswirtschaft.

Die Theorie wurde in zum Teil recht umfangreichen und in sich geschlossenen Abschnitten meist dort referiert, wo ein spezieller Bedarf dafür bestand. Einzig die Preis- und die Ordnungstheorie wurden vorgängig im Teil über die Funktionsweise der Volkswirtschaft im Sinne einer allgemeinen Grundlegung eingeführt und hinten wiederholt anschaulich angewendet (zum Beispiel auf den Boden- und den Devisenmarkt). Die Grundelemente der Spar- und Konsumfunktion, der Investitionsfunktion sowie des Keyneschen Modells wurden beim Produktionsfaktor Realkapital, der Lohntheorie beim Faktor Arbeit, der Konjunkturtheorie zusammen mit dem Multiplikatormodell im Teil «Produktionsergebnis» unter öffentlichen Finanzen usw. je angehängt.

Daraus ergeben sich folgende Schwierigkeiten: Da die Theorieersatzstücke über das ganze Buch verstreut sind, wird das Verständnis für die Zusammenhänge innerhalb der Theorie eher erschwert. Dies mag als Preis für das problemorientierte Vorgehen in Kauf genommen werden. Schwerer wiegt der Einwand, dass einzelne Theoriepassagen auf die wirtschaftskundlichen Ausführungen folgen, ohne dass jeweils ein besonders enger Zusammenhang hergestellt würde. In verschiedenen Fällen werden die aufgeführten Fakten nur zur Illustration bestimmter analytischer Instrumente verwendet, nicht aber im Hinblick auf die Behandlung eines wohlumschriebenen Problems untersucht. Grenzen der Leistungsfähigkeit der jeweiligen Theorie werden nicht aufgezeigt.

Was heisst denn «problemorientierte Einführung»? Damit wird an die Parole «forschendes Lernen» aus der Zeit der (mit der Rezession leider versandeten) Bildungsdiskussion erinnert. Ausgangspunkt des Lehrbetriebes sollten kontroverse Fragen der aktuellen Wirtschaftspolitik sein. Es sollten nicht nur die entsprechenden Theorien erarbeitet werden; diese sollten auch einen unmittelbaren Beitrag zur Lösung der gestellten Probleme leisten. Durch die Anwendung sollte auch der Schüler ihre Erklärungskraft beurteilen können. Neben den Zusammenhängen beim entsprechenden Problem sollten Einsatzmöglichkeiten und Grenzen des Instrumentariums aufgezeigt werden. Als Vergleich zur vorliegenden Publikation bietet sich u. a. ein Lehrmittel der Fachgruppe Makroökonomie der Universität Augsburg an. Darin werden die Hauptteile nach Problemen wie Stabi-

lität, Einkommens- und Vermögensverteilung, Unternehmungskonzentration usw. gegliedert. Nachdem das gewählte Problem kurz umrissen wurde, werden Daten bereitgestellt; im weiteren wurde auf die sich stellenden normativen Probleme (Interessengegensätze usw.) eingegangen, worauf alternative Ansätze der Theorie dargestellt und angewendet wurden. Zum Schluss werden Massnahmen abgeleitet und diskutiert<sup>4</sup>.

Weitere Alternativen zum Vorgehen von Kleinewefers/Pfister wären eine Gliederung nach Theorien (Preis-, Produktions-, Einkommens-, Aussenwirtschaftstheorie usw.) mit Illustrationen (vgl. Samuelson<sup>5</sup>), nach Sektoren (Landwirtschaft, Industrie, Handel, Gastgewerbe usw., vgl. Bickel, Linder/Brändle<sup>6</sup>) oder nach Politikbereichen (Ordnungs-, Struktur-, Konjunkturpolitik usw.), wobei die entsprechenden Bereichstheorien je eingeflochten werden (vgl. Allemann<sup>7</sup>). Die didaktisch überzeugende Verknüpfung von Theorie und Praxis ist ein nicht eindeutig zu lösendes Problem. Bleiben sektorale Darstellungen meist theorielos, laufen Darstellungen nach Politikbereichen Gefahr, sich auf institutionelle Gegebenheiten zu fixieren.

In einer problemorientierten Einführung sollte die Trennung von Theorie und Politik überwunden werden. Dies ist bei Kleinewefers/Pfister auch der Fall. Allerdings treten wirtschaftspolitische Aspekte im Sinne einer Regulierung und Steuerung des wirtschaftlichen Geschehens durch den Staat deutlich in den Hintergrund. So werden zum Beispiel Fragen der Wettbewerbspolitik, ja allgemein Themen wie Ziele und Zielkonflikte, Lenkungsformen und ihre Wirkungen nur am Rande behandelt.

Nach Tinbergen muss jede ökonomische Argumentation auf Modellen beruhen. «Man kann daher die gesamte ökonomische Theorie als <Schlussfolgerungen aus ökonomischen Modellen> bezeichnen<sup>8</sup>.» Die Ökonomie arbeitet mit Abbildungen: Probleme der praktischen Wirtschaftspolitik werden in vereinfachte Modelle übertragen. Nach durchgeführter Analyse hat eine Rückinterpretation also eine Anwendung der Modellergebnisse auf die Realität zu erfolgen. Dieser typische Denkstil mit den damit verbundenen Problemen, wie zum Beispiel der Transformation, wird im vorliegenden Buch nicht oder zu wenig klar gemacht. Weitverbreitete Modelle, wie zum Beispiel dasjenige von Keynes, werden wohl verwendet, aber nicht als eben solche reduzierte Abbildungen mit den entsprechenden Rahmenbedingungen eingeführt.

Unbefriedigend ist – nicht nur bei Kleinewefers/Pfister<sup>9</sup> – die Darstellung der Ordnungstheorie: Zu Recht wird die von Eucken ausgehende Dichotomisierung in Freiheit und Determiniertheit, in Markt- und Planwirtschaft kritisiert und darauf hingewiesen, «dass es zahlreiche Kombinationen zwischen den verschiedenen Elementen der Wirtschaftsordnungen und somit auch zahlreiche verschiedene Wirtschaftsordnungen gibt» (S. 144). Danach werden allerdings wiederum nur die zwei Wirtschaftsordnungsmodelle in der gängigen Art charakterisiert. Bereits im nächsten Abschnitt macht sich die beschränkte Leistungsfähigkeit dieses Ansatzes bemerkbar, wird doch die Wirtschaftsordnung der Schweiz als «weitgehend» marktwirtschaftlich bezeichnet.

Dass die Preistheorie im Zentrum steht, deckt sich mit den neueren Ent-

wicklungen in der Nationalökonomie. Makroökonomische Aspekte wie zum Beispiel die Bestimmung von Einkommen und Beschäftigung, Fragen des Gleichgewichtes auf Güter- und Faktormärkten, ja allgemein Begriff und Problematik ökonomischer Gleichgewichte, werden eher stiefmütterlich behandelt.

Die grosse Stärke des Buches liegt in der Darstellung der Volkswirtschaft der Schweiz. Eine enorme Fülle von Material wurde aufgearbeitet, übersichtlich dargestellt und auf eine anregende Weise interpretiert und kommentiert; eine Reihe wertvoller Denkanstösse wird gegeben. Praktisch alle möglichen Themen werden in irgend einer Weise gestreift. Diese sehr umfassende Behandlung der schweizerischen Volkswirtschaft hatte allerdings trotz der beanspruchten 677 Seiten zur Folge, dass einzelne Aspekte nur sehr knapp behandelt werden konnten. Es wird Aufgabe des jeweiligen Lehrers sein, sich weiter in die Materie einzuarbeiten und dem Schüler oder Studenten die detaillierteren Zusammenhänge gemäss dem vorgegebenen roten Faden darzulegen. Als Hilfe dazu bietet das Buch allerdings keinen Anmerkungsapparat; lediglich im Anhang eine knapp gehaltene Literaturliste.

In der vorliegenden Rezension wurden eher kritische Punkte zur Arbeit von Kleinewefers/Pfister vorgetragen. Dies ergibt sich aus dem von den Autoren selber formulierten hohen Anspruch. Dass es sich bei der vorliegenden Publikation um eine für schweizerische Verhältnisse neue und bisher einmalige Arbeit handelt, bleibt unbestrit-

ten; ebenso unbestritten die verständliche und klare Präsentation zentraler Begriffe der Nationalökonomie und – wie schon erwähnt – die profunde Darstellung der Volkswirtschaft der Schweiz, was gerade für den Mittelschulbereich besonders wertvoll ist. Der Schritt über das Skriptum hinaus, die Integration der Theorie, insbesondere ihre materiale Anwendung, ist jedoch nicht durchwegs optimal gelungen. Es liegt in der Hand der Lehrer und Studenten, die mit diesem Buch dazu gegebenen Ansätze zu nutzen und weiterzuführen.

*Beat Hotz*

<sup>1</sup>Ex Libris (Hrsg.), Die Schweiz vom Bau der Alpen bis zur Frage nach der Zukunft, Zürich 1975; Teil: Wirtschaft, S. 202–263. – <sup>2</sup>H. Kleinewefers, R. Pfister, Die schweizerische Volkswirtschaft. Eine problemorientierte Einführung in die Volkswirtschaftslehre, Verlag Huber, Frauenfeld, Stuttgart 1977. – <sup>3</sup>H. Albert, Modellplatonismus, in: F. Karrenberg, H. Albert (Hrsg.), Sozialwissenschaft und Gesellschaftsgestaltung, Berlin 1963, S. 45–76. – <sup>4</sup>B. Gahlen et al., Volkswirtschaftslehre, München 1972. – <sup>5</sup>P. A. Samuelson, Economics, New York 1955. – <sup>6</sup>W. Bickel, Die Volkswirtschaft der Schweiz, Aarau 1973; W. Linder, K. Brändle, Volkswirtschaft der Schweiz (Dokumentation), Zürich 1977; darin wird eine Aufteilung nach Sektoren und Faktoren vorgenommen. – <sup>7</sup>H. Allemann et al., Grundlagen der schweizerischen Wirtschaftspolitik, Solothurn, Zürich 1977 (Skriptum). – <sup>8</sup>J. Tinbergen, Wirtschaftspolitik, Freiburg 1968, S. 75. – <sup>9</sup>H. Riese, Ordnungsidee und Ordnungspolitik, Kritik einer wirtschaftspolitischen Konzeption, Kyklos, Vol. XXV 1972, S. 24–46.